

**Thomas Adam / Simone Lässig /
Gabriele Lingelbach (Hrsg.): Stifter,
Spende und Mäzene. USA und
Deutschland im historischen Ver-
gleich (= Transatlantische Histo-
rische Studien, Bd. 38), Stuttgart:
Franz Steiner Verlag, 2009, 341 S.**

Rezensiert von
Katharina Rietzler, London

Jüngste Forschungen zur Philanthropie befassen sich mehr und mehr mit deren grenzüberschreitenden Eigenschaften. Unter europäischen Historikern gilt dabei besonderes Interesse der US-amerikanischen Stiftungsphilanthropie im 20. Jahrhundert, und den transnationalen Dynamiken, die sich aus den weltweiten Aktivitäten großer amerikanischer Förderstiftungen, wie zum Beispiel der Ford Foundation, ergaben.¹ Der vorliegende Band beschäftigt sich nicht nur mit Stiftungsphilanthropie, sondern verfolgt die Zielsetzung, das Thema im breiteren Kontext zu behandeln. In ihrer Einleitung legen die Herausgeber denn auch dar, dass ihr Band die Vielfalt philanthropischen Handelns erfassen soll, und zwar unter dem Aspekt inwieweit diese seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland und den USA zur Entstehung einer transatlantischen bürgerlichen Kultur beigetragen hat. Gemeinwohlorientiertes Engagement zielt stets darauf ab, private Anliegen in öffentliche umzuwandeln, weshalb Untersuchungen zu ‚Stiftern, Spendern und Mäzenen‘ im 19. und 20. Jahrhundert in einen größeren Zusam-

menhang, nämlich die Entwicklung des Wohlfahrtsstaats, eingebettet werden können und auch sollten. Will man dabei transatlantisch arbeiten, steht man aber vor der Herausforderung, unterschiedliche historiographische Traditionen vereinen zu müssen, eine an Tocqueville angelehnte, zivilgesellschaftlich orientierte in den USA und eine ‚korporatistische‘ in Deutschland. Diese Historiographien sollen im vorliegenden Band, jenseits von Sonderwegstheorien, mithilfe des historischen Vergleichs und der Analyse von Transferprozessen zusammengebracht werden. Fünf von elf Beiträgen wurden von amerikanischen Autoren verfasst und liegen in Übersetzung vor, der Rest entstammt der Feder deutschsprachiger Historiker.

Kathleen McCarthy und Thomas Adam widmen sich im ersten Teil den transatlantischen Verflechtungen, die gemeinwohlorientiertes Handeln im 19. Jahrhundert prägten. McCarthy vergleicht, inwieweit religiös motivierte Philanthropie Frauen in den USA und Europa Zugang zur Öffentlichkeit ermöglichte, wobei sie die Vorreiterrolle britischer Bibelgesellschaften und ihrer Ableger in Kontinentaleuropa und Nordamerika hervorhebt. Auf beiden Seiten des Atlantiks kam es dabei zu einer Partnerschaft zwischen Philanthropie und Staat. Staatliche Stellen förderten wohltätige Organisationen, um bestimmte Aufgaben, zum Beispiel in der Armenfürsorge, kostengünstig erledigen zu lassen. Adams Aufsatz über Wohnungsreformer in Deutschland und den USA befasst sich stärker mit den Mechanismen des transatlantischen Transfers von gemeinwohlorientierten Organisationsmodellen und der Rolle kultureller Vermittler. Die ‚philanthropischen Touristen‘ der Woh-

nungsreform eigneten sich fremdes know-how in zwei Wellen in den 1860er und den 1880er Jahren an, wobei der Kulturtransfer zuerst von Großbritannien und dann von Deutschland ausging. Sowohl in Deutschland als auch in den USA wurden marktorientierte Konzepte bevorzugt, doch Anpassungsprozesse an lokale Gegebenheiten und Missverständnisse in der Rezeption bewirkten, dass die Ergebnisse jeweils recht unterschiedlich ausfielen. Adam und McCarthy gehen hier beide von einer integrierten transatlantischen philanthropischen Sphäre aus, wobei es hier natürlich große Überschneidungen mit der von Daniel Rodgers heraufbeschworenen nordatlantischen Welt der Sozialmodelle gibt.²

Peter Dobkin Hall und Rupert Graf Strachwitz geben im zweiten Teil des Bandes einen Überblick über die deutsche und amerikanische Stiftungslandschaft. Hall analysiert den amerikanischen Non-profit-Sektor nach 1945. Als bedeutende Entwicklung wertet er den Wandel von Interessengruppen und lokalen Vereinen zu nationalen Non-profit-Organisationen. Insbesondere seit der Etablierung einer konservativ orientierten Stiftungselite in den frühen 1980er Jahren ermöglicht der Siegeszug der non-profits die Umdeutung von ‚Gemeinwohl‘ für private Zwecke. Hall entwirft ein nuanciertes Bild vom Verhältnis zwischen staatlicher und nicht-staatlicher Aktivität, nach dem philanthropische Initiativen parallel und in Symbiose mit der Ausdehnung staatlichen Engagements im Wohlfahrtsbereich wuchsen. Er widerspricht damit der Annahme, dass ein aktiver Staat die Vitalität des Non-profit-Sektors dämpfe. Strachwitz sieht dies in seinem Aufsatz durchaus anders. Deut-

sche Stiftungen erlebten eine Blütezeit im Kaiserreich, wurden aber seit dem Ersten Weltkrieg infolge von Vermögensverlusten immer mehr von einem Staat dominiert, der sich seine Kompetenz im Wohlfahrtsbereich nicht von privaten Organisationen streitig machen lassen wollte.

Im dritten Teil des Bandes rücken die Akteure selbst in den Mittelpunkt. In ihren Beiträgen zum Stiftertum unter städtischen Eliten untersuchen Francie Ostrower und Michael Werner wie das Fördern von Kunst, Kultur und Wissenschaft als ein Vehikel gesellschaftlichen Aufstiegs genutzt wurde. Ostrowers Beitrag ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse ihrer Monographie zur Philanthropie gesellschaftlicher Eliten in New York, die in den 1980er Jahren durchgeführte Interviews als Quellen heranzieht.³ Nach Ostrower legt philanthropisches Handeln den Grundstein für eine Reihe unterschiedlicher reziproker Beziehungen, nicht zuletzt innerhalb einer mäzenatisch aktiven Sozialgruppe, deren Mitglieder sich gegenseitig zu immer weiteren Gaben motivieren. Werners Aufsatz über Hamburgs Stiftungskultur von der Jahrhundertwende bis zum Nationalsozialismus schreibt Stiftern, die neuen Eliten angehören, besonderes Innovationspotential zu. So erschlossen im Kaiserreich vor allem wirtschaftliche Aufsteiger Wissenschaft und Künste als neue Aktionsräume philanthropischen Handelns. Die Einschränkungen, denen deutsche Stifter seit dem Ersten Weltkrieg unterlagen, bewirkten dabei, dass sich diese ihre Aktivitäten nun weniger auf ein breites Publikum und immer mehr auf die Akkumulation kulturellen Kapitals innerhalb der städtischen Oberschicht ausrichteten.

Kevin Mulcahy und Stephen Pielhoff gehen im vierten Teil des Bandes der Frage nach, ob der Kultursektor bedroht wird, wenn öffentliche Aufgaben verstärkt von privaten Stiftern finanziert werden. Mulcahy beantwortet diese Frage in seinem Aufsatz zur Kulturförderung in den USA seit den 1990er Jahren uneingeschränkt mit ‚ja‘. Das amerikanische Modell der Mischfinanzierung von Kultureinrichtungen aus eigenen Einnahmen, staatlichen Zuschüssen und privaten Quellen habe eine Kommerzialisierung und einen Verlust an Vielfalt begünstigt. Letztlich sei Kulturförderung eine öffentliche Aufgabe, die nicht allein privatem Engagement überlassen werden dürfe. Stephen Pielhoff greift diese Problematik in seiner Studie zum Musikmäzenatentum in deutschen Städten auf. Vor der fast flächendeckenden Kommunalisierung des Betriebes von Theatern, Orchestern und Opern in der Weimarer Republik war die Mischfinanzierung deutscher Musikkultur durchaus gang und gäbe. Mäzenatische Kulturförderung konnte sich vor allem in aufstrebenden Industriestädten ohne residenzstädtisches Erbe wie Dortmund entfalten. Das Beispiel Wuppertals, in dem private Konzertfördervereine erst Mitte der 1990er Jahre ihre vorherrschende Stellung verloren, zeigt, dass zivilgesellschaftliche Initiativen nur dann bestehen, wenn sie städtische Kulturträger und Öffentlichkeit von ihrer Relevanz überzeugen können. Kulturförderung wird Mäzenen in der Praxis also keinesfalls kritiklos überlassen, was Mulcahys Argument wieder relativiert. Im letzten Teil des Bandes steht die Entwicklungshilfe im Kalten Krieg im Mittelpunkt und damit wiederum ein Politikfeld, in dem gemeinwohlorientiertes Handeln

eigene Dynamiken entwickelt. Außenpolitische Zielsetzungen schränken den philanthropischen Aktionsradius ein, doch verfügen private Organisationen in Entwicklungsländern oftmals über einen größeren Handlungsspielraum als staatliche. Corinna Unger stellt dies in einem Aufsatz über drei große amerikanische Förderstiftungen dar. Sowohl die Ford Foundation, als auch die Carnegie Corporation und die Rockefeller Foundation engagierten sich ab 1945 stark in Entwicklungsländern, wo sie bis in die 1970er Jahre zumeist auf die Kooperation mit nationalen Eliten setzten und insbesondere Bildung und Wissenschaft förderten. Dabei identifizierten sie sich mit den Zielen der US-Außenpolitik, wollten jedoch nicht als Stellvertreter des Staates wahrgenommen zu werden. Unger bringt das komplexe Selbstverständnis der Stiftungen auf den Punkt: Diese nutzten ihre Unabhängigkeit als ‚strategischen Vorteil‘, um als nicht-staatliche Akteure im Sinne amerikanischer Außenpolitik zu handeln. Annett Heinel und Gabriele Lingelbach analysieren in ihrem Beitrag über die beiden großen kirchlichen Hilfswerken Misereor und Brot für die Welt eine ähnliche Arbeitsteilung zwischen Philanthropie und Staat in der Bundesrepublik. Beide Initiativen führten ab Ende der 1950er Jahre höchst erfolgreiche Spendenaktionen durch und avancierten damit zu Pionieren in der privaten Entwicklungshilfe. Die Bundesregierung suchte schon bald die Zusammenarbeit mit den kirchlichen Organisationen, um indirekt mit Ländern zusammenarbeiten zu können mit denen dies aufgrund der Hallstein-Doktrin offiziell unmöglich war. Die Kirchen nahmen staatliche Gelder zwar an, akzeptierten aber keine damit verbundenen politischen

Auflagen. Dies war in der DDR nicht möglich, wie Gregory Witkowski in einem Aufsatz über Brot für die Welt und das katholische Pendant Not in der Welt darstellt. Die Hilfswerke in der DDR mussten mit staatlichen Stellen verhandeln, weil Geldtransfers nicht möglich waren und stattdessen Warenlieferungen als Hilfe ins Ausland gesendet wurden. Die DDR-Regierung kontrollierte über das Rote Kreuz deren Zusammensetzung und wählte die Zielgebiete aus. Für die Kirchen waren die Spendenwerke allerdings ein Hebel, um ihre fragile Position in der DDR-Gesellschaft zu festigen.

Ein roter Faden zieht sich durch den Band: Dabei handelt es sich weniger um die Entstehungsgeschichte eines transatlantischen Bürgertums, sondern eher um die immer wieder explizit oder implizit aufgeworfene Frage, wo gemeinwohlorientiertes Engagement zwischen staatlichen und privaten Interessen verortet werden kann. Das mag daran liegen, dass transatlantische Transferprozesse im engeren Sinne nur von wenigen der Autoren überhaupt behandelt werden. Hier könnten zukünftige Forschungen, auf der Basis der in diesem Band enthaltenen vergleichenden Untersuchungen, ansetzen. Obwohl die Herausgeber Sonderwegstheorien überwinden wollen, sind doch einige Beiträge von den jeweiligen nationalen historiographischen Traditionen geprägt. So sehen Strachwitz und Werner einen starken deutschen Staat, der privaten Stiftern wenig Freiräume lässt, Mulcahy unterstreicht die Gefahr zu mächtiger stiftender Eliten. Manche Aufsätze sind hier um einiges differenzierter, vor allem der von Hall und die Analysen im letzten Teil des Bandes. Insgesamt haben die Herausgeber jedoch

einen schlüssig strukturierten und sorgfältig editierten Sammelband vorgelegt, der auch Spezialisten Neues bietet. Ein Index hätte die Lektüre allerdings erleichtert.

Anmerkungen:

- 1 Tagungsbericht US-Foundations and the Power Policies of Knowledge Circulation in the Global Arena (20th century). 01.07.2010-02.07.2010, Freiburg, in: H-Soz-u-Kult, 08.01.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3475>; siehe auch Katharina Rietzler, "American Foundations and the 'Scientific Study' of International Relations in Europe, 1910-1940", unveröffentlichte Dissertation, University College London, 2009.
- 2 Daniel Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge 1998.
- 3 Francie Ostrower, *Why the Wealthy Give: The Culture of Elite Philanthropy*, Princeton, 1995. Ein ähnlicher Ansatz findet sich bei Diana Kendall, *The Power of Good Deeds: Privileged Women and the Social Reproduction of the Upper Class*, Lanham, 2002.

Eva Maria Hinterhuber: Abrahamitischer Dialog und Zivilgesellschaft. Eine Untersuchung zum sozial-integrativen Potenzial des Dialogs zwischen Juden, Christen und Muslimen (= Maecenata Schriften Bd. 4), Stuttgart: Lucius & Lucius, 2009, 262 S.

Rezensiert von
Jürgen Nautz, Wien

Wenn man einmal von Nachbarschaftsstreitigkeiten absieht, gehören Glaube und Religion neben dem Geld mit Abstand zu den beliebtesten Anlässen, einen erbitterten Streit, ja einen Krieg herbeizufüh-